

Eva Boesenberg

## Verkehrte Welt?

### Fußball und hegemoniale Männlichkeit in den USA

In den USA ist manches anders als woanders, weshalb Kulturwissenschaftlerinnen gern von „American exceptionalism“ sprechen. Dies gilt auch, vielleicht sogar in besonderem Maß, für den Fußball. In den Vereinigten Staaten ist Fußball im Gegensatz zu vielen anderen Nationen keine hegemoniale Sportart, obwohl das Land - auch das ungewöhnlich – nicht nur eine oder zwei, sondern drei bzw. dreieinhalb davon aufweist: Baseball, Football, Basketball und Eishockey.

Diese Tatsache lässt sich nicht einfach durch den Verweis darauf erklären, dass U.S.-Amerikaner keine Sportarten mögen, bei denen der Ball nicht mit den Händen gespielt wird oder Spiele möglicherweise unentschieden ausgehen. Fußball trifft nämlich bei seinem potentiellen Zielpublikum in den USA nicht nur auf Desinteresse, sondern teilweise auf entschiedene bis virulente Ablehnung. Für einige Kommentatoren erscheint der Sport sogar als Antithese dessen, was ihre nationale Identität ausmacht. So schrieb der Journalist Tom Weir, Fußball zu hassen sei amerikanischer als *apple pie*, einen Pickup-Truck zu fahren oder am Samstagnachmittag mit der Fernbedienung durch die Fernsehkanäle zu zappen. Der einflussreiche republikanische Abgeordnete Jack Kemp, in seiner Jugend selbst Quarterback, bezeichnete 1986 im U.S.-Kongress Fußball im Gegensatz zum „demokratischen, kapitalistischen“ Football als „europäischen sozialistischen“ Sport.<sup>1</sup>

Diese Wahrnehmung der Sportart als europäisch ist historisch nicht unbegründet. Wie Andrews et al. feststellen, diente Fußball u.a. europäischen Immigranten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert dazu, ihre kulturelle Differenz gegenüber dem U.S.-amerikanischen Mainstream zu signalisieren.<sup>2</sup> Ebenfalls historischen Traditionen entsprechend lässt der anti-europäische Reflex mancher U.S.-amerikanischer Fußballhasser gelegentlich kulturelle Minderwertigkeits- oder wirtschaftliche Überlegenheitskomplexe erkennen, etwa wenn Allen Barra, Sportberichterstatter des *Wall Street Journal*, entnervt einräumt: „OK, Fußball ist die populärste Sportart der Welt. [...] Na und? Vielleicht können sich andere Länder keine Football, Basketball- und Baseballigen leisten. Wenn sie sich diese anderen Sportarten leisten könnten, würden sie ihnen vielleicht mehr Spaß machen.“<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Franklin Foer, *How Soccer Explains the World: An Unlikely Theory of Globalization* (New York: Harper, 2004) 240/41.

<sup>2</sup> David L. Andrews, Robert Pitter, Detlev Zwick, and Darren Ambrose, „Soccer, Race and Suburban Space“, *Sporting Dystopias. The Making and Meanings of Urban Sport Cultures*, ed. Ralph C. Wilcox, David L. Andrews, Robert Pitter, and Richard L. Irwin (Albany, NY: SUNY Press, 2003) 197-220, 198.

<sup>3</sup> Foer, *How Soccer Explains the World* 243.

Franklin Foer weist in seinem Buch *How Soccer Explains the World* (2004) darauf hin, dass Fußball im Zuge der Globalisierung seine internationale Vormachtstellung weiter ausbauen konnte. Die Vorbehalte vieler U.S.-Amerikaner gegenüber Fußball, so seine These, spiegeln denn auch in erster Linie ihre Angst vor der Globalisierung wider, ihren Eindruck, dass ein Interesse an dieser Sportart bedeute, „sich dem Programm des Rests der Welt anzuschließen“, wie Barra es ausdrückt.<sup>4</sup>

In diesem Beitrag möchte ich mich allerdings auf die Frage konzentrieren, inwiefern eine solch weit verbreitete ablehnende Haltung gegenüber Fußball auf seiner angeblichen Infragestellung hegemonialer Männlichkeit im U.S.-amerikanischen Kontext beruht. Wenn etwa der Radiomoderator Jim Rome schäumt: „Mein Sohn spielt *nicht* Fußball. Eher würde ich ihm Schlittschuhe und eine glitzernde, pailletenbesetzte Bluse in die Hand drücken als einen Fußball“, dann geht es offensichtlich weniger um die Abwehr europäischer oder internationaler Einflüsse als um die Gefährdung einer männlichen Identität, die sich über die Abgrenzung von Weiblichkeit und Homosexualität definiert. Die mit Fußball assoziierte „Entmännlichung“ übertrifft aus Sicht dieses Vaters sogar die schädlichen Folgen, die seinem Sohn beim Eiskunstlauf, dem in den USA am stärksten mit Weiblichkeitsstereotypen identifizierten Sport, drohen.

Wie kommt eine solche Einschätzung zustande, die aus der Perspektive anderer Sportkulturen, in denen Fußball ein zentraler Bestandteil hegemonialer Männlichkeitsdiskurse ist, verwunderlich bis völlig unverständlich erscheint? Ist Fußball, wie er in den Vereinigten Staaten praktiziert wird, tatsächlich geeignet, hegemoniale Männlichkeit in Frage zu stellen bzw. zu destabilisieren? Dieser Frage gehe ich im Folgenden in 5 Schritten nach. Ich untersuche zuerst die Art und Weise, wie Fußball in den USA organisiert ist, wende mich dann im zweiten Teil seiner sogenannten „Feminisierung“ zu, und diskutiere U.S.-amerikanischen Fußball anschließend im Zusammenhang mit sozio-ökonomischem Status, weißer Identität und schließlich Heteronormativität.

## Fußball als organisierter Sport in den USA

Ein zentrales Merkmal des U.S.-amerikanischen „Sonderweges“ im Fußball ist die relative Schwäche der Männer-Profiligena, der sogenannten *Major League Soccer*, MLS, die 1996 gegründet wurde. Sowohl im internationalen Vergleich als auch gegenüber der National Football League (NFL), der Major League Baseball (MLB), der National Basketball Association (NBA) und der National Hockey League (NHL) nehmen sich die durchschnittlich etwa 15000 Zuschauer und Zuschauerinnen pro Spiel<sup>5</sup> eher bescheiden aus. Bei den Quoten im Fernsehen ist die Lage noch bitterer. Hier liegen

---

<sup>4</sup> Foer, *How Soccer Explains the World* 243-48, 243.

<sup>5</sup> Andrei S. Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball - Ein weiterer amerikanischer Sonderfall“ (unpubliziertes Manuskript, 2006) 28, FN – für Juli 2002.

die Werte, wie der Soziologe Andrei Markovits schreibt, „im Bereich solch absonderlicher Disziplinen wie Traktorziehen, Skateboard-Rennen oder Tiefsee-Wettangeln, in manchen Fällen sogar darunter.“<sup>6</sup> Aufgrund der Erfolge der Frauen – und der Männer-Nationalmannschaften macht Markovits allerdings insbesondere seit der Herren-Weltmeisterschaft 2002 ein zunehmendes „World-Cup-Bewusstsein“ bei einem größeren Teil der U.S.-amerikanischen Bevölkerung aus, ein Phänomen, das er auch als „Olympisierung des Fußballs“ in den USA bezeichnet.<sup>7</sup>

In deutlichem Kontrast zur eher marginalen Rolle der Herren-Profiliga und der geringen Bedeutung des Fußballs als Publikumssport hat sich die Sportart in den USA nach Basketball als zweitwichtigste Nachwuchssportart etabliert. Die Anfänge dieser breiten Fußballbegeisterung gehen auf die frühere Männer-Profiliga *North American Soccer League*, NASL, zurück, die in dem Bemühen, Fußball zu einem Bestandteil der U.S.-amerikanischen Alltagskultur zu machen, nicht nur eine Reihe lateinamerikanischer und europäischer Idole wie Pelé und Beckenbauer verpflichtete, sondern auch ein umfassendes Kinder- und Jugendsportprogramm auflegte.

Selbst nachdem die Liga 1985 aufgeben musste, hatte das Breitensportprogramm spektakulären Erfolg. Zwischen 1981 und 1991 stieg die Zahl der auf High Schools Fußball spielenden Kinder und Jugendlichen von etwas über 190 000 auf 350 000.<sup>8</sup> Bis 1995 hatte Fußball bei den unter 12-jährigen die traditionellen Jugendsportarten Football und Baseball hinter sich gelassen. Im Jahr 2002 spielten laut Foer 1.3 Millionen mehr U.S.-amerikanische Kinder Fußball als Baseball.<sup>9</sup> An Colleges und Universitäten gibt es mittlerweile mehr Fußball- als Footballprogramme.<sup>10</sup> Hank Steinbrecher, Direktor und Generalsekretär der United States Soccer Federation, sprach 1996 sogar von 45 Millionen „Soccer Americans“, etwa 20% der Bevölkerung, wovon 18 Millionen (70% davon unter 18) das Spiel aktiv betrieben und 27 Millionen „beteiligte Familienmitglieder“ waren.<sup>11</sup> Die von Steinbrecher angesprochene „Beteiligung“ geht dabei in der Regel über die Erlaubnis, den Sport zu betreiben, und die Ausstattung der Kinder mit passender Sportkleidung hinaus und beinhaltet die Anwesenheit der Eltern bei Spielen oder beim Training sowie entsprechende Fahrdienste. Fußball sei daher, so Simon Kuper im *New York Times Magazine* 2002, zum Synonym für glückliche Familien geworden.<sup>12</sup>

Der rein zahlenmäßige Erfolg des Kinder- und Jugendfußballs erweckt zwar möglicherweise den Neid der Football- und Baseball-Anhänger, erklärt aber noch nicht, wieso der Sport manchen von ihnen als männlichkeitsgefährdend erscheint. Da-

---

<sup>6</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 28.

<sup>7</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 11ff.

<sup>8</sup> Andrews et al., „Soccer, Race and Suburban Space“ 200.

<sup>9</sup> Foer, *How Soccer Explains the World* 244.

<sup>10</sup> Andrews et al., „Soccer, Race and Suburban Space“ 200.

<sup>11</sup> Andrews et al., „Soccer, Race and Suburban Space“ 201.

<sup>12</sup> Zitiert in Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 16, FN.

für spielt die Art und Weise, *wie* Fußball in den Jugendligen betrieben wird, eine entscheidende Rolle. Seine Popularität hängt nämlich wesentlich davon ab, dass er als Gegenpol zu Sportarten wie American Football gilt, die durch Gewaltausübung und ein hohes Verletzungsrisiko gekennzeichnet sind. Die Elterngeneration, die selbst in den 60er Jahren aufgewachsen war, wollte laut Foer keineswegs, dass die sportliche Praxis ihrer Kinder ihnen den Eindruck vermittelte, die Anwendung von Gewalt sei legitim. Noch weniger wollten sie das Risiko eingehen, dass sich ihr eigenes Kind bei solchen Sportarten verletzte. Diese Eltern wünschten bzw. wünschen sich für ihre Kinder vielmehr einen Sport, in dem nicht allein der Sieg zählt, sondern der das Selbstbewusstsein stärkt und soziale Kompetenzen wie Teamfähigkeit fördert.

Dick Wilson, Direktor der *American Youth Soccer Organization* (AYSO), formulierte dieses Credo wie folgt: „Wir möchten dem Kind eine Chance geben, in einer weniger wettbewerbsorientierten, nicht nur auf das Gewinnen ausgerichteten Atmosphäre mitzuspielen ... wir verlangen, dass die Teams ausgeglichen besetzt sind, und dass sie nicht Jahr für Jahr gleich bleiben, sondern aufgelöst und in der nächsten Saison völlig neu zusammengesetzt werden.“<sup>13</sup>

Die praktischen Konsequenzen aus diesem Ethos gehen über den Versuch, möglichst gleich starke Teams zu bilden und Dynastiebildung zu verhindern, hinaus. So stellt AYSO den Spaß am Sport über Leistungsorientierung. Jeder Spieler und jede Spielerin muss mindestens die Hälfte der Spielzeit eingesetzt werden, („Everyone Plays“) und die einzigen Voraussetzungen für die Aufnahme in eine Mannschaft sind laut AYSO-Philosophie „Interesse und Enthusiasmus“. Die Organisation hat daher auch ein sogenanntes „Very Important Player“-Programm für Kinder und Jugendliche mit Down-Syndrom oder anderen „speziellen Bedürfnissen“ institutionalisiert, an dem derzeit 1500 Fußballer und Fußballerinnen teilnehmen.

Weiterhin fordert AYSO von den Trainern „positives Coaching“, d.h. die Motivation von Spielern und Spielerinnen durch Lob statt Tadel, und von den Aktiven gegenseitigen Respekt und Fairness. Um Verletzungen zu vermeiden, sind in einigen Jugendligen Kopfbälle verboten. Im Bemühen, der exzessiven Fokussierung auf das Gewinnen etwas entgegenzusetzen, vergeben manche Ligen Trophäen für die Teilnahme statt für den Sieg. Andere veröffentlichen keine Spielergebnisse oder verzichten sogar darauf, die erzielten Tore zu zählen.<sup>14</sup>

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Art, wie Fußball in den USA als Kinder- und Jugendsport betrieben wird, durchaus zentrale Bestandteile hegemonialer Männlichkeitsdiskurse in Frage stellt: die Leistungsorientierung, die Fixierung auf das Gewinnen, die Legitimität von Gewaltanwendung und die Konzeptualisierung des männlichen Körpers als Waffe, die Messner und Sabo als zentral für hegemoniale

---

<sup>13</sup> Zitiert in Foer, *How Soccer Explains the World* 237/38.

<sup>14</sup> Fort, *How Soccer Explains the World* 238.

Sportkulturen beschreiben.<sup>15</sup> Das Moment der Konkurrenz ist deutlich zurückgenommen. Die Definition von Fußball als einer „Familienangelegenheit“ unterläuft darüber hinaus die homosoziale Exklusivität, die Fußballkulturen andernorts häufig auszeichnet.

### Die „Feminisierung“ des Fußballs in den USA

Noch entscheidender ist allerdings möglicherweise die Tatsache, dass 40% der Aktiven in den Youth Soccer Leagues Mädchen und weibliche Jugendliche sind. Dieses Zahlenverhältnis, das auch für die Gesamtheit aller Altersklassen gilt, trägt dazu bei, dass auch Wissenschaftler wie Markovits, wahrscheinlich einer der besten Kenner der U.S.-amerikanischen Fußballszenen, von der „Quasi-Feminisierung“ des U.S.-amerikanischen Fußballs bzw. seiner „Kolonisierung“ durch Frauen sprechen.<sup>16</sup> Neben der großen Zahl aktiver Fußballerinnen – 8,86 Millionen im Jahr 2001 – sind die Prominenz weiblicher College-Teams und die spektakulären Erfolge der Frauen-Nationalmannschaft, des sogenannten „Team USA“, von besonderer Bedeutung für diese Einschätzung.

Die Entwicklung im Hochschulsport wurde wesentlich durch den sogenannten „Title IX“ der Federal Education Amendments von 1972 zum Civil Rights Act von 1964 begünstigt. Als Teil dieser Gesetzgebung, die gleiche Chancen für aufgrund ihrer ethnischen oder Geschlechtszugehörigkeit marginalisierte Gruppen bewirken sollte, wurden mit Steuergeldern geförderte Hochschulen (also praktisch alle) verpflichtet, vergleichbare Summen in ihre Männer- und Frauensportprogramme zu investieren. Die Auswirkungen auf die universitäre Sportkultur waren immens, wie Kathryn Jay und andere ausgeführt haben. Lagen die Ausgaben für den Frauensport 1972 bei unter 2% der College-Sportbudgets, so stiegen sie bis 1980 auf 16%. Innerhalb dieser 8 Jahre erhöhte sich der Anteil der Sportlerinnen auf 30% aller im Hochschulsport Aktiven.<sup>17</sup> Fußballerinnen waren dabei überproportional vertreten, da Frauen-Football- und Baseball-Programme nur selten eingerichtet wurden. Im Jahr 2001 gab es 824 Frauenfußballteams an Colleges und Universitäten, etwa 90 mehr als bei den Männern, die allerdings etwas höhere Zuschauerzahlen zu verzeichnen hatten.<sup>18</sup>

Noch deutlicher ist die Überlegenheit der Frauen auf der Ebene der Nationalmannschaften. Während das Männerteam derzeit international einen respektablen 5. Platz belegt, ist das „Team USA“ der Frauen die unangefochtene Nummer 1. Sie ge-

---

<sup>15</sup> Michael A. Messner and Donald F. Sabo, *Sex, Violence and Power in Sports* (Freedom, CA: The Crossing Press, 1994) 89-98, 96

<sup>16</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 45.

<sup>17</sup> Kathryn Jay, *More than Just a Game: Sports in American Life since 1945* (New York: Columbia University Press, 2004) 168.

<sup>18</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 52.

wannen die Weltmeisterschaften 1991 und 1999; 1995 und 2003 belegten sie jeweils den 3. Platz. Bei den olympischen Spielen errangen sie jedes Mal eine Medaille: im Jahr 2000 Silber, 1996 und zuletzt 2004 Gold. Das Finale der WM 1999 erzielte in den USA die höchsten Einschaltquoten, die je bei der Fernsehübertragung eines Fußballspiels erreicht wurden.<sup>19</sup> Diese Erfolge tragen in vielfältiger Weise dazu bei, Weiblichkeitsstereotypen zu durchbrechen.

Infolge ihrer beeindruckenden Leistungen sind Sportlerinnen wie Mia Hamm, Julie Foudy und Brandi Chastein in der U.S.-amerikanischen Öffentlichkeit wesentlich bekannter als ihre männlichen Kollegen, besonders bei den Jüngeren. Mattel brachte sogar eine Barbie-Puppe auf den Markt, die Mia Hamm nachempfunden war. In einer Serie von Gatorade-Werbespots trat Hamm in verschiedenen Sportarten gegen Michael Jordan an, wobei beide behaupteten: „Anything you can do, I can do better.“<sup>20</sup> Athletinnen wie Hamm und Chastein sind auch unter männlichen Fans bekannt; Markovits spricht in diesem Zusammenhang von „Crossover-Stars“. Auf das große Selbstbewusstsein amerikanischer Fußballerinnen angesprochen, führte Lynn Berling-Manuel, Herausgeberin eines bekannten Fußball-Magazins, an, in den Vereinigten Staaten hätten Frauen das Spiel zur selben Zeit entdeckt wie die Männer. Im Gegensatz zu europäischen Frauen hätten sie sich nie als Außenseiterinnen gefühlt.<sup>21</sup> Markovits führt die Popularität des Fußballs und seine im internationalen Vergleich ungewöhnliche Geschlechterkonstellation außerdem auf den außerordentlichen Erfolg der Frauenbewegung in den USA zurück.<sup>22</sup>

Trotzdem scheint mir die These von der „Feminisierung“ des U.S.-amerikanischen Fußballs fragwürdig, nicht nur deswegen, weil Mädchen und Frauen nach wie vor eine starke, aber dennoch die Minderheit bei den Aktiven stellen (40%). Markovits weist außerdem auf die Sexualisierung der Athletinnen hin, z.B. auf die Tatsache, dass der WM-Sieg der Frauen 1999 durchgängig durch ein Foto von Brandi Chastein im Sport-BH symbolisiert wurde, nachdem sie ihr Trikot in der Freude über ihren Siegtreffer – wie bei den Männern üblich – über den Kopf gezogen hatte.<sup>23</sup> Er sieht außerdem die Diskrepanz zwischen weiblicher Partizipation am Sport und einem wesentlich geringeren weiblichen Interesse am Zuschauersport – was er als „die Kluft zwischen Betätigung und Kultur, d.h. Anhängerschaft“ beschreibt -, als problematisch an.<sup>24</sup> Ich würde mich seiner Definition von „Kultur“ an diesem Punkt allerdings nicht anschließen.

Für mich ist es darüber hinaus die Konstruktion der „Soccer Mom“, die deutlich macht, dass die sogenannte „Feminisierung“ des Fußballs auf einer verzerrten

---

<sup>19</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 54.

<sup>20</sup> Jay, *More than Just a Game* 236/37.

<sup>21</sup> Simon Kuper, *Football Against the Enemy* (London: Orion, 1994) 161.

<sup>22</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 61.

<sup>23</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 55.

<sup>24</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 59.

Wahrnehmung beruht, die in der Regel auf eine Abwertung des Sports zielt. Die „Soccer Mom“, vielleicht *das* Sinnbild des U.S.-amerikanischen Fußballs, ist nämlich nicht etwa eine Frau in mittleren Jahren, die den Sport für sich entdeckt hat, sondern die Mutter der aktiven Kinder, die diese zu den Spielen oder zum Training chauffiert. Sie fährt angeblich Volvo oder einen anderen Kombi, lebt in den Vorstädten, entstammt der (oberen) Mittelklasse, schwärmt für europäische Kultur, ist „over-protective“, d.h. übertrieben fürsorglich, und hat mindestens einen M.A., aber eigentlich keine Ahnung von Fußball. Selten wurde im späten 20. Jahrhundert soviel Häme über ein weibliches Stereotyp ausgegossen. In ihrer Charakterisierung verbinden sich anti-intellektuelle und anti-Ost-(und West-)küstenressentiments mit einer U.S.-amerikanischen Tradition des Mütter-Bashing, insbesondere des Mittelklasse-Mütter-Bashing, die mindestens bis in die 1940er Jahre und Philip Wylies *A Generation of Vipers* (1942) zurückreicht.

Meiner Meinung nach werden also im U.S.-amerikanischen Fußball keineswegs „the rites of men“, die Riten der Männer, die Varda Burstyn in ihrem gleichnamigen Buch als typisch für hegemoniale Sportkulturen beschreibt, durch „the rites of women“ ersetzt.<sup>25</sup> Vielmehr scheint es mir zutreffender, in Bezug auf U.S.-amerikanischen Fußball von einem „nicht geschlechterdiskriminierenden“ (non-gender discriminatory) oder „alle Geschlechter umfassenden“ (gender inclusive) Sport zu sprechen.<sup>26</sup>

Dieses Charakteristikum weist Fußball laut Michael Mandelbaum – wie auch Basketball – neben anderen Eigenschaften, wie flachen Hierarchien, systematischer Innovation, einer größeren Bandbreite an individuellen Fähigkeiten oder der Bedeutung spontaner Koordination, als besonders zukunftsfähig aus. Im Gegensatz zu Baseball und Football, so Mandelbaum, reflektieren diese Sportarten zentrale Werte und spezifische Merkmale der zeitgenössischen Informationsgesellschaft.<sup>27</sup> Es ist daher auch kein Zufall, dass Basketball – wie Fußball – bei Frauen außerordentlich erfolgreich ist, wie das Beispiel der weiblichen Profiligen WNBA (Women's NBA) zeigt.

Mit dem Erfolg steigt andererseits auch der Maskulinisierungsdruck, wie Markovits anhand einer Nike-Anzeige für Fußball, die der U.S.-amerikanischen Unabhängigkeitserklärung nachempfunden ist, argumentiert.<sup>28</sup> In dem Bemühen darum, den Sport für eine größere Zahl von (als männlich imaginierten) Sportfans attraktiver zu machen, wird Fußball hier mit harten Männern aus einem „texanischen Wagenpark“ und einer „schwarzen Siedlung in Florida“ statt mit den implizit als weiblich codierten, reicheren Vorstädten identifiziert. Andererseits weist Kuper zu Recht darauf hin, dass frühere Versuche, Fußball in den USA als „macho bang-em-up, crash-em-up game“

---

<sup>25</sup> Varda Burstyn, *The Rites of Men: Manhood, Politics, and the Culture of Sport* (Toronto: University of Toronto Press, 1999).

<sup>26</sup> Andrews et al., „Soccer, Race and Suburban Space“ 201.

<sup>27</sup> Michael Mandelbaum, *The Meaning of Sports. Why Americans Watch Baseball, Football, and Basketball and What They See When They Do* (New York: Public Affairs, 2004) 200-216.

<sup>28</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 62-65.

(etwa: „macho haut-sie-zusammen, rennt-sie-um Spiel“, wobei „bang“, wie in „gang bang“, auch sexuelle Gewalt konnotiert) zu vermarkten, eindeutig fehlgeschlagen sind. Ein solches Publikumsinteresse wird durch Sportarten wie Football bereits bedient, und zwar effektiver, als das der vergleichsweise weniger gewalttätige Fußball tun könnte.<sup>29</sup> Erst als „Familiensport“ erreichte Fußball ein größeres Publikum, das dann zu einem signifikanten Teil aus Frauen bestand.

Während der U.S.-amerikanische Fußball also nicht wirklich als „Domäne der Frauen“ bezeichnet werden kann – nicht einmal, wenn Journalistinnen auch Spiele der Männer kommentieren, wie Markovits ausführt<sup>30</sup> –, so stellen die starke Beteiligung von Frauen und Mädchen und die Sichtbarkeit athletischer Kompetenz insbesondere auf der Ebene der Nationalmannschaft signifikante Fortschritte gegenüber einer männerbündischen, Dominanz glorifizierenden hegemonialen Sportkultur dar. Insbesondere die Art und Weise, wie Fußball als Breitensport betrieben wird, setzt viele Anregungen feministischer Sportwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler um, die für eine weniger ausschließlich leistungsbezogene, weniger gewinnorientierte, nicht geschlechterdiskriminierende Sportpraxis eintreten. Das reicht völlig aus, um sich den Zorn von Rose & Co. zuzuziehen.

An dieser Stelle ist meine ursprüngliche Frage – Ist Fußball, wie er in den Vereinigten Staaten praktiziert wird, geeignet, hegemoniale Männlichkeit in Frage zu stellen bzw. zu destabilisieren? – aber noch nicht zufriedenstellend zu Ende diskutiert. Denn „hegemonial“ kann sich bekanntlich auf unterschiedliche Hierarchieprinzipien beziehen, die nicht isoliert voneinander diskutiert werden können. Ich wende mich also in den folgenden Teilen noch kurz Fragen von Klasse, Ethnizität und Sexualität zu, was meine bisherigen Ergebnisse wieder kompliziert.

### **Fußball als Sport der U.S.-amerikanischen Mittelklasse**

Robert Connell weist in *Der gemachte Mann* darauf hin, „daß die jeweils offensichtlichsten Vertreter einer hegemonialen Männlichkeit [nicht unbedingt] auch die mächtigsten Männer sind“. „Sehr mächtige oder sehr reiche Männer können“, wie er schreibt, „in ihrem individuellen Lebensstil weit von hegemonialen Mustern entfernt sein.“<sup>31</sup>

Nun stellt Fußball allerdings bei der bereits genannten Zahl von 18 Millionen Aktiven, darunter etwa 10 Millionen Jungen und männlichen Jugendlichen, offensichtlich mehr als eine „individuelle“ Abweichung von hegemonialen Sportpraktiken dar. U.S.-amerikanischer Fußball wird von Kulturwissenschaftlerinnen und Soziologen

<sup>29</sup> Kuper, *Football Against the Enemy* 161.

<sup>30</sup> Markovits, „Die Einzigartigkeit Amerikas in Sachen Fußball“ 44.

<sup>31</sup> Robert W. Connell, *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (Opladen: Leske und Budrich, 2000) 98.

einheitlich als Sport der Mittelklasse oder sogar der oberen Mittelklasse bzw. der sogenannten „freien Berufe“ (*professional classes*) identifiziert. Aufgrund ihres relativ hohen Einkommens und ihres Bildungskapitals zählt diese Gruppe zu den einflussreicheren innerhalb der U.S.-amerikanischen Gesellschaft. Da die Männer dieser Statusgruppe ökonomisch relativ erfolgreich sind, erfüllen sie eines der zentralen Kriterien für „gelungene“ Männlichkeit im U.S.-amerikanischen Kontext. Mit Mandelbaum ließe sich nun spekulieren, dass Fußball für diese Zielgruppe *auch* attraktiv ist, weil seine Ausübung genau die Fähigkeiten weiterentwickelt, auf denen Karrieren im Informationszeitalter beruhen: Flexibilität, körperliche und geistige Beweglichkeit, kommunikatives Geschick, Teamwork.

Die oft geäußerte Behauptung, beim Fußballspielen gebrauche man oder frau Kopf *und* Beine, impliziert eine Unterscheidung von anderen Sportarten, die gleichzeitig als Distinktionsmerkmal dient. Während diese Beschreibung von Fußball als eines geistig anspruchsvollen Spiels andere, eher in *blue collar*-Milieus betriebene Sportarten implizit abwertet, dient der angeblich „unmännliche“ Charakter des Sports in den U.S.-amerikanischen „culture wars“ andererseits dazu, die Intellektuellen, mit denen er identifiziert wird, als „verweichlicht“ und „un-amerikanisch“ zu diskreditieren, wie wir bereits zu Anfang gesehen haben.

Unter Bezug auf Bourdieus Modell sozialer Positionierungen würde ich argumentieren, dass Männlichkeit in diesen Diskursen von ökonomisch marginalisierten Gruppen als eine Form symbolischen Kapitals mobilisiert wird, um einen Mangel an Finanzkapital zu kompensieren. Dieselben Stereotypen werden allerdings auch von konservativen Mitgliedern der Oberklasse aufgerufen und sollen in diesem Zusammenhang wohl eher dazu dienen, die Deutungshoheit auf dem Gebiet der Kultur wiederzuerlangen.

### Die Farbe des U.S.-amerikanischen Fußballs

Nicht zuletzt aufgrund der historisch engen Verzahnung von weißer Identität und Eigentum, die Cheryl Harris und andere herausgearbeitet haben, liegt die Vermutung nahe, dass Fußball als Mittelklasse-Sportart auch *whiteness* konnotiert. Verschiedene Kritiker haben so argumentiert und gelegentlich sogar wie Andrews, Pitter, Zwick und Ambrose an einem konkreten Beispiel – hier Memphis, Tennessee – dokumentiert, wie Fußball als Merkmal eines als „weiß“ definierten Raums – einer wohlhabenden Vorstadt – und damit weißer Identität fungiert. Ihren Angaben zufolge waren 1994 etwa 75% aller Fußballspieler und -spielerinnen weiß, nur 5% afrikanischer Abstammung. Diese Zahl lag deutlich unter dem Anteil schwarzer Amerikaner und Amerikanerinnen an der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten (12,5%). Allerdings, und darauf gingen die Autoren nicht weiter ein, war auch die Gruppe der Weißen außerhalb

des Spielfelds prozentual stärker als auf ihm – 83% im Vergleich zu den erwähnten 75%.<sup>32</sup>

Andere Darstellungen des U.S.-amerikanischen Fußballs unterstreichen die Bedeutung der lateinamerikanischstämmigen Bevölkerung für die Entwicklung des Sports in den USA, die möglicherweise einen Großteil der 20% ausmacht, der in Andrews et al.'s Aufstellung unerwähnt bleibt. Simon Kuper gibt seinem Kapitel über die Vereinigten Staaten in *Football against the Enemy* sogar den (ideologisch fragwürdigen) Titel „kleine, dunkle Amerikaner“, womit er *Hispanics* meint. Das große Interesse dieser ethnischen Gruppe am Fußball – als Spieler wie als Zuschauer – hat sich bisher auf das „Image“ der Sportart noch kaum ausgewirkt. Angesichts der derzeitigen offiziellen Bestrebungen, die Zahl der Immigranten und Immigrantinnen aus Mexiko zu begrenzen, und die Dämonisierung der *Mexican-Americans* durch Konservative wie Huntingdon lässt sich aber absehen, dass eine Identifikation des Sports mit U.S.-Amerikanern und -Amerikanerinnen lateinamerikanischer Abstammung seine Diskreditierung als „unamerikanisch“ verstärken würde – während er ironischerweise gleichzeitig „vermännlicht“ würde.

Die ethnische Provenienz des U.S.-amerikanischen Fußballs scheint mir also alles in allem weniger eindeutig als von manchen Kritikern behauptet. Darüber hinaus zeichnet sich aber auch ab, dass eine Identifikation mit weißer Identität Fußball nicht unbedingt zur Etablierung als hegemoniale Sportart verhilft.

### Ist U.S.-amerikanischer Fußball hetero?

Ich möchte zum Schluss wenigstens noch ganz kurz die Frage anreißen, ob die Fußballpraxis in den USA Lesben, Schwulen und der Transgender-Community neue sportliche Möglichkeiten eröffnet. Meine Überlegungen sind sehr spekulativ; es ist mir bisher nicht gelungen, verlässliche Informationen über die lesbische/schwule/bi/trans-Beteiligung am amerikanischen Fußballgeschehen zu bekommen. Zunächst scheint die Tatsache, dass hegemoniale Männlichkeit nicht im Zentrum der U.S.-amerikanischen Fußballkultur steht, ja Spielräume für sportliche Betätigung, die nicht strikt als hetero markiert ist, zu bieten. Ich bin allerdings in erster Linie wegen der Allgegenwart der Familienmetaphorik im U.S.-Fußball skeptisch. Eine der Webseiten der *American Youth Soccer Organization* beginnt etwa: „AYSO ist nicht nur eine Fußballorganisation, es ist eine Familie!“

Diese Art der Rhetorik mit der Betonung von „*family values*“ transportiert im U.S.-amerikanischen Kontext in der Regel eher konservative und heterosexistische politische Positionen. Zwar haben verschiedene marginalisierte Gruppen neben Künstlerinnen und Künstlern, Sozial- und Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern verschiedentlich versucht, die Institution der Familie neu zu konzeptualisie-

---

<sup>32</sup> Andrews et al., „Soccer, Race and Suburban Space“ 201.

ren. Im Zusammenhang mit Fußball findet sich allerdings kein Hinweis auf eine mehr als partielle Neuformulierung. Die Lokalisierung der „Fußball-Familie“ in den Vorstädten verweist eher auf den modernisierten Typus der männlich dominierten Kleinfamilie, bei dem zwar beide Elternteile berufstätig sind, traditionelle Machtstrukturen aber, wie u.a. Susan Maushart in *Wifework* gezeigt hat, in vieler Hinsicht fortbestehen. Die Zentralität dieses Familiendiskurses in der Repräsentation des U.S.-amerikanischen Fußballs deutet meiner Meinung nach nicht darauf hin, dass Heteronormativität hinterfragt wird.

Das Fazit meines Beitrags fällt also letztlich gemischt aus. Den aktiven Kindern und Jugendlichen bietet Fußball in den USA die Möglichkeit, sportliche Erfahrungen in einem Umfeld zu sammeln, das nicht durch Geschlechterdiskriminierung, Gewaltanwendung und Leistungsdruck gekennzeichnet ist. Auch die öffentliche Wahrnehmung des Sports trägt aufgrund der Erfolge der Frauen-Nationalmannschaft eher zu einer Revision als zur Reproduktion tradierter Geschlechterstereotypen bei. Aus der Perspektive von Klasse, Ethnizität oder Sexualität dagegen ist weit weniger offensichtlich, ob in den USA hegemoniale Kategorisierungen in Frage gestellt werden.